

# Das Leben als *gaijin* in Japan – Herausforderung Auslandsjahr

Stephanie TEICHLER-KARL  
Universität Bonn

Für ein Studium im Bereich der „Japan-Wissenschaften“ ist das fast schon als obligatorisch zu betrachtende Auslandsjahr an einer japanischen Universität ein sehr wichtiges Element. Die Universität Bonn pflegt Partnerschaften mit Universitäten in Tōkyō, Shizuoka und Kumamoto. Die Nachfrage übertrifft jedoch das Angebot bei weitem, und die erste zu nehmende Hürde bestand bereits darin sich einen Studienplatz an einer der genannten Universitäten zu „erkämpfen“. Mir erschien ein Auslandsjahr an der Universität Kumamoto am reizvollsten. Da ich selbst in einer kleinen Stadt aufgewachsen bin und auch meine Studienstadt Bonn mit 300.000 Einwohnern eher als überschaubar einzuordnen ist, war es von Anfang an mein Wunsch auch mein Auslandsjahr in Japan in einer nicht allzu großen Stadt zu absolvieren. Auch die für japanische Verhältnisse moderaten Preise und Lebenshaltungskosten bildeten für mich ein gutes Argument das teure Tōkyō zu meiden. Mir war damals natürlich nicht bewusst, dass gerade die Wahl einer so kleinen Stadt mit so mancher Bürde, aber auch unbezahlbarer zwischenmenschlicher Begegnung verbunden sein würde.

Die erste Überraschung erlebte ich bei meiner Ankunft: Hatte ich in Deutschland schon gefürchtet, ich müsse mir nach Ankunft ein Taxi bestellen, um ins Studentenwohnheim, „Kaikan“ genannt, zu gelangen, stand am Flughafen Kumamoto schon ein regelrechtes Empfangskomitee bereit, um alle „Neuen“ abzuholen. Nach 25 Stunden Fahrt mit zwei Zwischenlandungen war mir dies natürlich mehr als willkommen und darum reagierte ich auch kaum noch, als man mir „feierlich“ einen sehr detaillierten Stundenplan für den folgenden Tag überreichte. Dieser sollte um 9 Uhr beginnen und noch so manchen Kulturschock für mich bereithalten. Nach zwei Stunden Schlaf (Jetlag) begann schließlich der „Orientation Day“.

Die erste Herausforderung bestand in der Eröffnung eines Bankkontos. Hierzu marschierten wir – acht Ausländer – erwartungsvoll im Gänsemarsch zur örtlichen Bank, um den letzten wichtigen

Schritt ins soziale neue Leben zu gehen. Leider unterscheidet sich die europäische Schreibweise der Zahlen von der der japanischen. So kam es, dass die meisten von uns die sogenannte „Approval Card“ mehrfach ausfüllen mussten. Man gab diese Karte an eine höfliche junge Frau weiter, die diese untertänigst zu einem gelangweilt wirkenden Mann brachte, der in der Mitte des Raumes an einem Schreibtisch saß und mit lediglich einer Handbewegung entschied, ob das Formular diesmal seinen perfektionistischen Ansprüchen gerecht wurde, oder man es erneut ausfüllen musste. Die Botschaft durfte natürlich die junge Frau überbringen und die dementsprechende Reaktion über sich ergehen lassen. Einer meiner neuen Mitstudenten ließ sich schließlich, nachdem er die Karte zum fünften Mal ausfüllen musste, emotional gehen (er rastete mehr oder weniger aus) und brach somit eines der wichtigsten gesellschaftlich vorherrschenden Gesetze, nämlich sich die innerlichen Emotionen nicht anmerken zu lassen. Nach einer ähnlich gearteten Einschreibeprozedur im Rathaus Kumamoto konnte mein Abenteuer schließlich beginnen. Übrigens schlossen nur die ganz hart gesottenen noch am selben Tag ihre Handyverträge ab.

Mein durchstrukturierter „Orientation Day“-Plan sollte keine Ausnahme bleiben. Während meines ganzen Jahres und auch später bei meinem Praktikum habe ich eine ganze Menge dieser Pläne gesammelt, die nicht selten Zeitangaben wie „10.10 Uhr–10.20 Uhr Toilettenpause, 10.20 Uhr–10.25 Uhr Versammlung zur Rückfahrt“ enthielten. Mein neuer Stundenplan sollte auch nicht als Orientierung dienen, sondern war zur strikten Einhaltung vorgesehen. Ein „ich möchte meine Kurse selbst wählen“ war von Anfang an nicht erwünscht. Als wir auch noch ein Hausaufgabenheft anlegen mussten, welches täglich kontrolliert wurde und mit in die Endnote einfließen sollte, fühlte ich mich wieder regelrecht in meine Schulzeit zurückversetzt, als ich meiner Mutter noch obligatorisch meine Hausaufgaben vorzeigen musste, um die Erlaubnis zu erhalten zum Spielen zu gehen.

Zusätzlich fanden jede Woche bis zu drei Tests statt, die ich nur bestehen konnte, wenn ich konstant lernte. Auch hier machte ich eine interessante Erfahrung. Während das deutsche Schulsystem so ausgerichtet ist, dass man zwar auswendig lernen muss, jedoch generell bei Antworten frei formulieren kann und soll, schien dies in Japan nicht immer erwünscht zu sein. In der Regel mussten wir grammatikalische Strukturen und Kanji (japanische Schriftzeichen) auswendig lernen und im Test niederschreiben. Es gab jedoch auch Textfragen, die man lediglich dadurch zu beantworten hatte, dass man einfach die passende

Passage aus dem Text abschrieb. In Deutschland hatte man mir seit der Grundschulzeit eingepflegt, nicht einfach Text wortwörtlich abzuschreiben, sondern umzuformulieren. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier und so hielt ich mich bei meinem ersten Test in Japan an die in Deutschland erlernte Regel, was sich jedoch leider zu meinem Nachteil auswirken sollte. Sinngemäß hatte ich das Gleiche wie meine Mitstreiter geschrieben, nur eben umformuliert, was mich gleich drei volle Punkte in dieser Aufgabe kostete. Auf meine Frage hin, warum mir diese abgezogen worden waren, erwiderte meine Lehrerin nur, dass ich bei einem Verb zwei Striche falsch geschrieben hätte. Da mein „Freigeist“ nicht belohnt worden war, und die andere Methode ja eigentlich auch ganz praktisch war, passte ich meine Arbeitsweise schnell an.

Die Kurse an der Universität dauerten meist bis 16 Uhr und fingen um 9 Uhr morgens an, was ich gerade in der Anfangsphase als sehr anstrengend empfand. Es erschien mir daher geradezu verlockend, auch mal einen Tag auszusetzen. Doch auch hier wurde uns schnell beigebracht, dass dies nicht erwünscht war. Als ich einmal in der tiefsten Winterzeit verschlafen hatte – das Aufstehen fällt schwer, wenn draußen Minusgrade sind und man leider keine Heizung hat – kam auch schon nach einer Stunde ein besorgter Anruf vom Sekretariat, ob ich denn krank sei, woraufhin ich mich schleunigst auf den Weg zur Uni machte. Nun war ich hin und her gerissen: Einerseits rührte es mich, dass sich jemand um mich sorgte, andererseits musste ich zu meinem Schrecken feststellen, dass „mal Blau machen“ einfach nicht erwünscht bzw. sehr schwer durchsetzbar war. Hier möchte ich fairerweise anmerken, dass ich meine Sprachkenntnisse in diesem Jahr tatsächlich gravierend verbessern konnte und all die Mühen und der Antrieb zur Leistung sich rückblickend betrachtet als äußerst effektiv erwiesen haben.

Leider war es zwei Wochen später wirklich soweit und ich hatte mir in meiner heizungsfreien Wohnung eine üble Erkältung geholt. Das Besondere an japanischen Universitäten ist, dass die meisten über einen Arzt für die Studenten mitten auf dem Campus verfügen. Dieser Service ist mir als sehr hilfreich und gut durchdacht in Erinnerung geblieben.

Um mich den Gegebenheiten meines Gastlandes anzupassen, zog ich nach meiner Rückkehr in die Universität eine Schutzmaske über, um niemanden anstecken zu können, denn darauf wird großer Wert gelegt. Ich habe erlebt, dass sich japanische Kommilitonen auch noch mit starkem Schnupfen und Husten in die Universität geschleppt

haben, Hauptsache, die Schutzmaske war „angelegt“. Bei meiner Rückkehr musste ich feststellen, dass Japaner andere Maßstäbe bezüglich „krank sein“ setzen. Die erste Frage war, ob ich Fieber „netsu“ gehabt hätte. Netsu ist das Zauberwort, das einem erlaubt, bei Krankheit zuhause zu bleiben. Stechende Kopfschmerzen, Reizhusten (Maske), alle diese Symptome sind zu ertragen, nur Fieber anscheinend nicht. Ich fühlte mich wirklich elend, aber ... ja, „netsu“, ja, das konnte ich bejahen ... und so ging ich – Gott sei Dank – (noch) als legitime Kranke durch!

Da ich meine Sprachkenntnisse verbessern wollte, und die Sprachkurse an der Universität zwar sehr ausfüllend und lehrreich waren, jedoch selten die Umgangssprache mit einbezogen, entschloss ich mich, einem Uniclub beizutreten. Mit Hilfe meiner neuen Sportkollegen, so hoffte ich, würde sich mein Japanisch immer mehr verbessern. Da ich in Deutschland bereits sieben Jahre Mitglied in einem Kampfsportverein gewesen war und mir dieser Sport fehlte, entschloss ich mich mein Glück beim „Shōrenjikempō“, einer dem Shaolin-Kung Fu ähnelnden Kampfsportart zu versuchen. In Deutschland war ich jahrelang Mitglied in einem Karate-Klub gewesen. Man trainierte zweimal die Woche miteinander, nach dem Training ging man zusammen noch was trinken oder essen und dann trennten sich die Wege. Genauso so was wünschte ich mir mit meinen neuen japanischen Mitstreitern.

Doch es sollte anders kommen: Bei meiner Ankunft wurde mir bereits klar, dass in einem japanischen Uni-Sportclub andere Regeln existieren. Zunächst wurde das Training mit einer Zeremonie eröffnet, deren Ablauf mir zwar vorher nicht erklärt wurde, an der ich jedoch trotzdem gleich teilnehmen sollte. Was hätte ich in diesem Moment für einen dieser schönen durchstrukturierten Ablaufpläne gegeben, wie ich ihn so oft erhalten hatte auch wenn ich ihn mir gar nicht gewünscht hatte! Mit Ach und Krach schaffte ich es ohne große erwähnenswerte Peinlichkeiten die Zeremonie zu überstehen.

Doch dann waren sie wieder da: Die typischen Kontrolllisten! Man musste sich bei jedem Training in eine Anwesenheitsliste eintragen, welche auch noch regelmäßig überwacht wurden! Na ja, wenn man krank ist, dachte ich mir, darf man wohl auch mal fernbleiben. Weit gefehlt! Mein Blick huschte neben den Tisch, an dem die „Kontrolleurin“ ihren Platz eingenommen hatte. Und da saßen sie doch tatsächlich: Clubmitglieder mit umgebundener Maske, in Wolldecken und Schals gehüllt, eifrig die Nase hochziehend, ihre trainie-

renden Kameraden durch ihre Anwesenheit mental unterstützend! Das Training, so wurde mir mitgeteilt, fände fünfmal die Woche statt, die Anwesenheit sei an allen Tagen erwünscht.

Ich hielt also zwei Wochen durch, kam dann nur noch zwei bis drei Mal die Woche, bis mir schnell klar wurde, dass diese Praxis bei meinen neuen Kameraden ganz und gar nicht erwünscht war. Hatte man mich am Anfang noch nett begrüßt, herrschte nach meinem Fehlen mir gegenüber die totale Eiszeit. So musste ich mein Scheitern wohl oder übel einräumen, da mir die Hausaufgaben und vielen Sprachtests nicht ermöglichten, jeden Tag zusätzlich zum Unterricht noch drei Stunden zu trainieren. Ich tröstete mich mit der Vorstellung, dass mir der kollektive Zwang in der Gruppe wahrscheinlich auf Dauer sowieso den Spaß verdorben hätte.

Ein ausländischer Mitstudent hatte sich dem „Kyūdō“-Club der Universität angeschlossen und teilweise mit Schadenfreude, aber auch Bewunderung konnte ich durch seine Erzählungen passiv an seinem „Clubleben“ teilnehmen. Kyūdō ist japanisches Bogenschießen und mit starken traditionellen Werten verbunden. Meinem Mitstudenten wurde eiserne Disziplin abverlangt und er stand mehr als einmal kurz vor dem Aufgeben, hielt jedoch durch. Als er nach Deutschland zurückkehrte, gaben seine Sportkollegen eine große Abschiedsparty für ihn und alle – immerhin ca. 31 Leute – kamen bei seiner Abreise um 4:00 Uhr nachts zum Busbahnhof, um sich einzeln von ihm zu verabschieden und ihm zahlreiche Geschenke mitzugeben. Nie werde ich diesen Menschaufmarsch vergessen, der Abschied war sehr emotional und selbst meinem Mitstudenten standen Tränen in den Augen der Rührung. In diesem Augenblick wurde mir bewusst, dass ich mich vielleicht doch um eine unvergessliche Erfahrung gebracht hatte.

Für uns ausländische Studierende wurden mehrfach Partys und Ausflüge organisiert. Hier zeigte sich die Universität äußerst spendabel und einfallreich. Meine Vorstellung von einer Party unterschied sich grundlegend von der unserer Gastgeber. Meine erste Party hatte ich leider verpasst. Gewohnheitsmäßig und mit der Erwartung, dass die ersten Gäste wohl nach und nach erscheinen würden, machte ich mich gegen 20.45 Uhr auf den Weg. Doch die Gäste waren wider Erwarten bereits vollständig und das schon seit mehreren Stunden. Die Party hatte wirklich um 18.30 Uhr begonnen und als ich kam herrschte Aufbruchstimmung. Essen und nichtalkoholische Getränke waren in Massen vorhanden und für jeden frei zugänglich. Nachdem

ich es mir gerade gemütlich gemacht hatte, versammelten sich die Organisatorinnen plötzlich im Kreis und forderten zur Teilnahme an folgendem Ritual auf: Neugierig reihte ich mich ein. Es wurde ein paar Mal kollektiv in die Hände geklatscht und damit war die Party beendet. Dann machten sich alle gemeinsam an die Aufräumarbeiten und dank vieler flinker Hände, konnte der Partyraum rechtzeitig um 21.15 Uhr geschlossen werden.

Das „Ausklatschen“ der Partys habe ich noch häufiger erlebt, ebenso wie die kollektiven Aufräumarbeiten, welche ich als äußerst positiv erlebt habe. Diese Art Partys zu feiern hat ihre Vorteile: Dadurch, dass es keinen Alkohol gibt, gibt es keine Streitereien, stattdessen gibt es viel leckeres Essen, und das Aufräumen bleibt nicht an einer Person hängen.

Ich könnte noch von vielen mehr oder weniger verblüffenden Erlebnissen während meines Japan-Aufenthaltes berichten: über schockierende, einengende, spannende, traurige, aber auch zutiefst rührende. Meist basierten erlebte Differenzen auf den gegebenen kulturellen Unterschieden zwischen der japanischen und der deutschen Gesellschaftsstruktur. Die japanische basiert eher auf kollektiv geprägten Idealen, was für einen Deutschen, dem individuelles Denken und Empfinden als Ideal anerzogen wurde, einengend und aufopfernd erscheinen kann. Für Japaner wiederum kann die deutsche Denkweise als egoistisch geprägt wirken.

Von dem abstrakten Klischeebild des eher kollektivistisch geprägten Japaner hatte ich zuvor gehört und es zur Kenntnis genommen. Was aber damit gemeint gewesen sein sollte, hatte ich dann selbst herausfinden dürfen.

Betrachtet man so manche Geschehnisse in der Welt, so scheint es, dass es Länder gibt, die sich nicht so gut organisieren können. Japan gehört jedenfalls nicht dazu. Hier besteht ein System von fast schon akribischer Sicherheitserzeugung, in dem das Selbstwertgefühl mehr durch Gruppenzugehörigkeit genährt wird als durch Individualität. So ist das anscheinend mit den Klischees, dass sie zumindest einen kleiner Funken Wahrheit enthalten, manchmal vielleicht sogar einen größeren. Wie auch immer, so viel ist klar: Japan und die Japaner werden wohl stets einen Diskurs wert sein und vielleicht möchte sich der eine oder andere Leser meines Beitrags ja nun auch der „Herausforderung – Auslandsjahr in Japan“ stellen?